

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

13.12.1931 (No. 50)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 50



13. Dez. 1931

Emil Kast / Geschichtliche Landschaften Badens

Dieser Aufsatz, der nur einige Landschaftsräume aus einem viel reicheren, unvollständig geordneten und wandlungsartigen Gebilde heraushebt, badischer Staat unserer Tage genannt, will zugleich auf das dreibändige, umfassende Werk des in Gernsbach anlässigen Marburger Universitätsprofessors Dr. h. c. Albert von Harnack verweisen: Das deutsche Land und die deutsche Geschichte (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1920). Das auf älteren Versuchen umfassend neu aufbauende Werk macht die Naturlandschaftsbedingungen historischer Entwicklungen und Zustände aufzuzeigen. Die überaus eigenwillige sprachliche Gestaltung macht die Lektüre alles andere als leicht, und die Fülle des Materials (allein 5000 genau benutzte topographische Namen!) läßt die Bände mehr als Nachschlagewerk denn zu fortlaufender Lektüre geeignet erscheinen. Muß man sich zu den systematischen Darlegungen anderer Bücher zum Prüfen der Brauchbarkeit oft die Fassaden selbst zusammenflicken, so ist es hier wohl notwendig, aus der Uebersetzung mit Einzelheiten und Namen größere Stellen zu gründlicher Ueberschau sich selbst herauszuarbeiten. Mag oder muß man von Hofmanns geschichtsgeographische Betrachtungsweise des gesamtdeutschen Siedlungsgebietes in Mitteleuropa auch nur als eine wichtige neben andern möglichen gelten lassen, der leider ähnliche Bemerkungen wie die des Wiener Literaturhistorikers Josef Nadler um die deutsche Dichtungs- und Geistesgeschichte ebenso wenig bekannt zu sein scheinen wie manches andere aus der gegenwärtigen Kunst- und Kulturgeschichtsforschung, so ist dieses schon rein durch den Umfang verarbeiteten Materials imponierende Werk für jeden Geschichtsfreund wie Lehrer schlechthin unentbehrlich, und man wird ihm angehört so manigfaltig wertvoller Belehrung andererseits nicht unbedingt nötig, nämlich keineswegs hoffgeborene politische Randbemerkungen unter Wahrung des persönlichen Standpunktes als Vetter zuzurechnen.

Natürliche Gegebenheiten des Geländes haben die Ausformung und den Ablauf der Geschichte im südwestlichen Oberdeutschland entscheidend beeinflusst. Soweit das Land Baden in seiner modernen Gestalt berücksichtigt wird, ist es einmal der Schwarzwald, zum anderen der obere Rheinstrom, schließlich auch der Bodensee, die seit je hier ihre die Geschichte beeinflussende Wirkung bewährt haben. Interessant hat sich in diesem Raum die Bevölkerung gestaltet, insofern sie wenigstens teilweise zweimal kultiviert worden ist. Noch einmal nämlich nach der Zerstörung durch die Kriegszüge Ludwigs des Vierzehnten wurde das gerade damals ungewohnlich stark entvölkerte mittel- und unterbadische Gebiet stark mit alpinen Bewohnern neubesiedelt zwischen Kinzig und Neckar; ein Zuzug, der von Südosten eintraf. Das badische Oberland blieb unter altgewohnter unmittelbarer Besiedlung aus dem schweizerischen Alemannentum und ist infolgedessen durch ein einheitliches, in seinen Traditionen nicht gehemmt Volkstum zum Unterschied gegenüber den über- und durchelnandergelagerten Verhältnissen des übrigen Baden am Rhein geblieben.

*

Die Ausstrahlung des Schwarzwalds hat sich in der frühmittelalterlichen Geschichte unseres Heimatländes bewährt in dem Gebiet zwischen dem Nordende des Gebirgs und der Neckarlinie. Das wichtige Durchgangsland zwischen Nord-Schwarzwald und Oberrhein hat hier zunächst eine Stammesverschiebung erwirkt; die Nachfolger des abgewanderten Buraunderstammes fanden freilich auch hier noch keine Bleibe, die Alemannen, sondern wichen unter fränkischem Druck nach Süden. Die Franken annektieren alsbald den Enzgau, den Murgau und den Uffgau. Der Uffgau ist der fränkische Plankenschut gegen die alemannische Nachbarschaft und ein Megele vor der Wasserscheide zwischen Rhein und Neckar. Aus diesem Uffgau verfestigten sich in ziemlich früh anzusetzender Zeit der Albau, aufgebaut auf dem Herrschaftsbergübergang nach der Enz, und der Analagau um Wasbangeloch, den Angelbach und Wiesloch. Der Etchelberg und „der Kampf des Kraichgaus (Kraichgau)“, der Steinsberg, bilden die Wasserscheide selbst.

Von dem ursprünglich Enzgau, erst später Kraichgau genannten Gebiet spaltete sich — für Baden beachtenswert — der Pfingzgau ab. Der Pfingzgau ist innerhalb des Gesamtengaus das Analogon zum Albau innerhalb des Uffgaus. Ihn beherrschte die Burg Hohengröbigen bewußt da, wo die Pfingz sich am stärksten der Alb von je genähert hat. Möglicherweise sind ehedem Pfingz und Alb an der Stelle etwa zusammengestoßen, an welcher heute Karlsruhe liegt. Im nordöstlich hiervon gelegenen Gebiet bildet sich nicht wesentlich zeitverschieden der Zabergergau (heute „Zabergergau“ genannt) um Stromberg und Heuchelberg. Er reichte bis nach Lauffen am Neckar und Breithelm im Südwesten (das wohlvertraute Bretten!), und ist eine Art Sattel; ein Annex ist der Schmelegau zwischen Bretten, dem heute württembergischen Maulbronn und dem Enzlauf.

Der Vorort des Uffgaus war Forchheim, bis wohin ehemals südlich von Karlsruhe Rheinarmer reichten, der Ort übrigens angelegt vor die Mündung der Alb aus den Bergen.

Drei deutliche Uebergänge von der Rheinebene ins Neckargebiet zeigen sich in den Richtungen: Wiesloch — Sinzheim nördlich des Steinbergs an der Elsenz; ferner Menzingen — Eppingen — Massenbach nördlich des Höhenzugs Heuchelberg — Heilbronn und schließlich Untergrombach — Bretten — Maulbronn südlich des Höhenzuges Stromberg — Besigheim. Vielfältig sind gerade in diesem Gebiet die Michaelsberge, Christianisierungs- zeugen heidnischer Kultstätten, mehrfach wie der bei Untergrombach überdies erweisenermaßen Stätten heidnischer Verteidigungs- und Siedlungsanlagen.

Die Oberheinhische Tiefebene, soweit sie badisch ist, ist unter dem beherrschenden Einfluß des unkanalisierten Rheins vollkommen städteleer im Gegensatz zu dem geradezu klassischen linksrheinischen Städteland Elsaß. Der Schwarzwald seinerseits als Gebirge verhindert ganz natürlich Stadtanlagen; alte Städte finden sich demgemäß nur in Tälern, dann in dem Durchgangsland zwischen Schwarzwald, Kaiserstuhl und Tuniberg, schließlich am sanften Ostabfall des südlichen Gebirgs; auf der Baar, der Vertoldsbaar, die als natürliches Gebiet bis gegen Ulm gereicht hat.

Die Geländebasis des heutigen süd-südöstlichen Landes Baden ist der Bodensee. Er scheidet Alamannen in ein im engeren Sinn reichsdeutsches und ein helvetisches. In ihm als natürlichem Hindernis laufen sich seit alters alle wichtigen Straßen blind, d. h. sie werden zu einer Umgehung gezwungen. Im Norden weist dafür der Rand des Ueberlinger Sees die Richtung, während die südliche Umgehung geländelogisch auf die Linde Zürich — Walensee — oberes Rheintal, Sargans aufwärts, verweist. Die zentrale Landstelle, die dieses ganze Gebiet beherrscht, ist der Hohentwiel. Sein jeweiliger Herr überricht die Linien nach den linken Rheinzustüssen Thur und Töb, nach Zürich; ferner aber den Ostnordostdurchgang zwischen Bodensee und oberer Donau. Die topographische Entsprechung zum Twiel ist die ehemalige Tiefburg, nur mehr in Resten erhaltene spätere Höhenburg der Pfalz Bodman am Südwesteck des Ueberlinger Sees. Beerbt wird diese politische wichtige Stellung von der schwäbisch-habsburgischen Herrschaft Nellenburg; wiederholt sind in der näheren und weiteren Umgebung Stockachs militärische Entscheidungen ausgetragen worden um eben den Stockacher Paß, in dessen Flanke Ueberlinger erwuchs. Im Norden dieser Landschaft halbwegs einer Verbindungslinie Pfullendorf — Sigmaringen bei Kraichenwies freu-

gen sich nicht weniger als drei Römerstraßen, ein Beweis für die traditionelle historische Bedeutsamkeit dieser Landschaft.

Drei politische Kräfte haben hier im Mittelalter um Einfluß gerungen, wie die mannigfachen Burganlagen und ihre Besitzer beweisen: vom Schwarzwald her die Zähringer und ihre Erben, die Uracher; von Süden die geistliche Macht der Reichenau; und von Nordosten her die Zollern aus der schwäbischen Alb. — Was Stockach für den Nordosten bedeutet, das ist die durchaus sinn- und zweckentsprechende Wichtigkeit Engens und des Hohenhöwen: Nordwestriegel für diese politische Landschaft zu sein.

Konstanz mit seiner südlichen linksrheinischen Lage ist geschichtsgeographisch die eigentliche Hauptstadt des schweizerischen Thurgaus. Es schaut nach Süden; sein Bistum ist Erbe von Windisch. In der Stauferzeit blickt es zudem ganz unmittelbar nach Italien, und eben von hier aus ist es zur Konzilsstadt aus- gesehen worden. Als Brückenstation zwischen Tirol und den rheinischen Besitzungen der Habsburger kommt ihm von diesem Geschlecht im Ablauf der Jahrhunderte manches schwere Geschick. — Die Reichenauer haben sich wohl gelegentlich politisch zu betätigen versucht, aber ihre wirklich geschichtlich weiterwirkende Bedeutsamkeit beruhte im Geistigen.

Der Rhein rationiert sozusagen als natürliche landschaftliche Gegebenheit politische Auswirkungen seiner Angrenzer. Er gestattet drei Uebergänge: bei Stein unterhalb Konstanz am See- anstritt des Stroms, bei Zurzach und bei Säckingen; durchweg Stellen, bei denen von alters her die Straßenzüge Nordost-Süd- west zentrierten. Der gesamte Oberrhein von Basel bis Breisach wird die Basis für das im ersten Jahrhundert hochkommende Geschlecht der Zähringer, deren Stammschloß bekanntlich nördlich Freiburg lag. Uebrigens soll auf der zähringischen Limburg am Kaiserstuhl Rudolf von Habsburg geboren worden sein, dessen Stammschloß und Hausmachtsbesitz ja in diesem engeren alemannischen Bereich im Aaretal zunächst bloß südlich des Rheinflaßes gelegen war. Säckingen ist das Vindelied der gesamten nicht unbeträchtlichen Zähringermacht am mittleren Oberrhein. — Am den Uebergang von Zurzach bildete sich zwischen Wutach, Manden und Rhein die Grafschaft Küssaberg mit Rotwasserfels und Weißwasserfels. Das Nordgebiet reicht wieder an den Segau und den Westen von Rellenburg, indem die Blumberger die Randentstraße und das Mitrachtal (rechter Nebenfluß der Donau südlich von Donauerschlingen) von Blumenfeld her beherrschten.

Ein gewissermaßen in sich geschlossenes geographisch-politisches Ganzes stellen die Klöster des Schwarzwalds dar, die dann für Stadtgründungen der Zähringer wichtig geworden sind. Die ältesten sind Sankt Blasien mit Bürgeln südöstlich Badenweiler oberhalb Randerus, Sankt Trudpert im Münsterthal und das Margaretenkloster Waldkirch im Elztal. Daneben waren vom Elsaß aus schon seit dem siebenten Jahrhundert sozusagen Kolonial- klöster östlich des Rheins angesiedelt worden, die Klöster der Ortenau: Honau, Schwarzach, Gengenbach, Schuttern, Ettenheim- münster. Als Widerpiel dazu läßt eine spätere Zeit die ersten Zisterziensermonche sich in Hirsau an der Nagold ansiedeln und eine Fülle von Rodklöstern in den Schwarzwald vorschleichen: das heute württembergische Klosterreichenbach an der Muro, Sankt Georgen im Duellgebiet der Brigach, das Priorat Nippoldsau im Quellgebiet der Wolfach in unmittelbarer Beziehung zum Knichs- paß, Sankt Peter auf der Wasserscheide zwischen Dreisam und Breg; später Sankt Märgen an der Wagensteine, der großen Ver- fahrstraße von Freiburg über den Schwarzwald, da das Höllental erst 1755 befahrbar geworden ist.

Mit den Kläsen Billingen, Offenburg und Freiburg schneidet die zähringische Politik den Schwarzwald aus dem Zusammenhang der politischen Landschaft Schwaben, und sie schaut überdies mit dem Platz Neuenburg oberhalb Breisachs konzentriert west- und rheinwärts. Die Landschaft Ortenau ist das Feld der Aus-

einandersetzungen zwischen dem episkopalen Strassburg und dem heimischen Geroldsecker Geschlecht, das seine Herrschaft von Mals- berg zwischen Lahr und Ettenheim bis Offenburg erstreckt, um außerdem an der oberen Wolfach (Mosberg bei Schapbach) und oberem Kinzig (Schenzenzell) Fuß zu fassen. Im mittleren Kinzig- tal hatte das Reich selbst Fuß gefaßt.

Die Grundlagen des heutigen Baden wurden bekanntlich vom fränkischen Domsüßer, der Felsenburg Hohenbaden aus geschaffen (der zähringische Markgrafentitel rührt aber nicht von hier, son- dern von Verona her!), sowie von Pforzheim, Durlach, Rastatt und schließlich Karlsruhe. Pflanz und untere Murg sind wie ehe- dem bedeutsam, wenn auch unter veränderten Auswirkungen.

Eine wichtige historische Landschaft als ganzes Gebiet ist über- dies das reichlich fernab vom heutigen Lebensstrang der badischen Rheinebene liegende Untertauberland mit der zugehörigen Wasser- scheide zwischen Main, Neckar und Tauber, dem sogenannten Bau- land, der südöstlich des großen Odenwalds gelegenen Hochebene: Buchen, Waldburn, Bödingheim, Hartheim bis gegen Borberg. Sit der Main die Nordgrenze, so die Jagst die im Süden. Schon der römische Limes berücksichtigt diese natürlichen Gegebenheiten. Mit Krautheim und Borberg ist der Uebergang vom Jagsttal in den Taubergrund bezeichnet. Tauberbischofsheim faßt die Straßen nach Ochsenfurt, Wertheim und unmittelbar nach Würzburg, von Süden und Westen her zusammen. Mainz, Würzburg, die Hohen- löhe und die Löwenstein — Wertheim — Rosenbergs sind neben vielen kleineren die Nutznießer und beanspruchenden Mächte die- ses heute weltverlorenen Gebietes, in dem sich überdies wichtige Epifoden der Bauernkriege wie der preußisch-süddeutschen Aus- einandersetzung im neunzehnten Jahrhundert abgepielt haben.

Selbst eine mit solch grobem Umriß sich begnügende Beschrei- bung, wie diese vorgelegte, erweist erneut und unwiderleglich die durchaus mangelnde Einseitigkeit historischer Tradition für das moderne Gesamtbaden. Um so stärker und lebendiger ist die geschichtliche, naturgegründete Kontinuität in einzelnen Teilgebieten, die dann immer noch heute klar betonte Stammestümlichkeit be- weisen: fränkische Gebiete, schwäbisch-alemannische und aleman- nische; Bauland und taubergründiges Frankenland Badens, Kraichgau, Ortenau, Saar und oberes Donaugebiet bis Bodensee- nord- und -westufer, die Rheinübergänge zwischen Konstanz und Basel. Verwaltungstechnisch wird aus Gründen unmittelbarer Zweckdienlichkeit eine Vereinheitlichung nicht nur wünschenswert auf eine zentripetale Einstellung geradezu hindrängen, sondern unter dem Druck gegenwärtiger und fortdauernder allgemein po- litisch-wirtschaftlich-finanzieller Nöte an sich zwangsläufig sein. Kulturell wird aber weiterhin alemannisches, rheinfränkisches, schwäbisches, ostfränkisches Blut in jeglicher Produktion unver- wischbar ausschlaggebend sein. Von einem „Badischen Gesicht“ ist nicht die Spur zu sehen, nur Mistkennen der geschichtlich-landschaft- lichen Sachbestände kann derartige fordern oder als feind gar behaupten. Karlsruhe, als einer badischen Stammesarena, hat ureigenste Aufgabe wird viel weniger die des Eigenschöpfers sein als vielmehr, jung und im ersten Sinn durchaus traditions- los, wie es vor der Geschichte noch ist, für die blut- und erd- gegründeten Begabungen der historischen Landschaften ein der Welt und der stammesmäßigen Umgeschlossenheit gleich offen stehen- des Forum zu werden, im strengen Wortverständnis und eifrigen Sinne des ehrlichen Mittelalters und dienenden Helfens sich zu befechtigen. Vor den Toren schon den Strom, im Rücken die Aus- läufer des Gebirgs, an der Scheide zwischen dem schwerblütigen oberdeutschen und den beiden dichtungsfreudigsten der Stämme erwachend ist es berufen und damit verpflichtet, ein verstehens- freundiger, unvoreingenommener Makler zu werden; eine leines- wegs leichte Aufgabe, nein, ein entsagungreicher Dienst in ge- schichts- und naturgegründetem Raum, dessen tätig stille Erfüllung zugleich aus der Gegenwart in die Zukunft reicht.

F. Schweikert / Mozarts Grab und Schädel

Vor 140 Jahren in der ersten Morgenstunde des 5. Dezember starb Mozart. Am Nachmittag des darauffolgenden Tages war das Leichenbegängnis. Nüchtern, kalt, schmucklos; wie nur das eines unbekanntem, armen Mannes. Dritter Klasse. Aus Spar- samkeitsgründen. Ganze elf Gulden 56 Kreuzer wurden dafür verwendet. Kein Familienangehöriger ging tränentropfendes Auges hinter dem Sarge her. Nur der Himmel weinte. Regen und Schnee fiel von ihm auf die in fahles, graues Licht getauchte Erde und auf das halbe Duzend Männer herab, die dem Toten von St. Stephan aus, wo er eingesegnet worden war, das Geleit gaben. Am Stubentor sahen sie einander fragend an. Aber keiner, der Miene machte, weiter zu gehen. Das Wetter war auch zu schlecht. Fröstelnd wickelte sich jeder fester in seinen Mantel. Dann kehrten sie alle in die Stadt zurück. Indessen der Arme- lentetotenwagen nach dem eine Viertelstunde entfernten St. Mar- xer Friedhof humpelte. Wo der Totengräber den Sarg zu den anderen Särgen der Ärmsten der Armen in das Massengrab hinabließ. Erdschollen darüber. Kein Kreuz, kein Stein kündete, daß in der Grube einer der „Größten im Geiste“ seine Ruhestätte gefunden. Niemand, der auf sie eine Blume niedergelegt. Ja, das Unbegreifliche geschah! Selbst die Witwe fand nicht den Weg dahin. Und als sie endlich, 16 Jahre nach dem Tode des Man- nes, dessen Namen sie noch trug, der jetzt in allen Landen rühm-

voll genannt wurde, sich des Grabes erinnerte und es aufsuchen wollte, war es nicht mehr zu finden. Der Totengräber war ge- storben und sein Nachfolger wußte nichts mehr von dem Grab, das schon vor längerer Zeit umgegraben worden war. Auch alle späteren, von verschiedenen Seiten unternommenen Nachforschun- gen blieben ohne Resultat. Nicht enthüllte die Erde ihr Geheim- nis, wo sie Mozarts Gebeine barg . . .

*

Anfangs September las ich im Karlsruher Tagblatt folgende Notiz: „Mozarts Grab wird gesucht. Der Plan der Wiener Stadtverwaltung, der eine Umwandlung des St. Marxer Fried- hofes, auf dem das Grab Mozarts sich befindet, in einen öffent- lichen Park vorgesehen hat, hat die internationale Stiftung Mozarteum veranlaßt, bei der Stadt Wien eine Eingabe zu machen, der zufolge Mozarts Grabstätte unter dauernden Schutz gestellt und in ihrem jetzigen Zustand für die Zukunft erhalten werden soll.“ Also doch Mozarts Grab festgestellt! Mein Vera- schlug höher. Wie werden sich mit mir Millionen von Mozart- verehrern freuen! . . . Um sicher zu gehen, frag ich beim Mo- zarteum in Salzburg an. Unterm 7. November gab mir dieses Antwort unter Beifügung einer Abschrift des vom Bürgermeister der Stadt an das Mozarteum in der Sache gerichteten Schreibens.

Das mir im Interesse der Mozartforschung wichtig genug erscheint, um es im Wortlaut hierher zu setzen.
Bürgermeister der Stadt Wien.

Wien, 17. September 1931.

An die
Internationale Stiftung Mozarteum Salzburg.

Auf Ihre Eingabe betreffend die Erhaltung des Grabes W. A. Mozarts im St. Marzler Friedhof teile ich mit, daß Mozart bekanntlich in einem Schachtgrabe, das eine Länge von 80 Meter besitzt, beigesetzt worden ist und daß der genaue Ort der Beisetzung innerhalb dieses Schachtgrabes leider nicht bekannt ist. Es befindet sich zwar an einer Stelle dieses Schachtgrabes ein Denkzeichen, das vor vielen Jahren aufgestellt wurde und auf die Beerdigung Mozarts hinweist; jedoch bezeichnet dieses Denkmal nur die mutmaßliche Grabstelle Mozarts.

Selbstverständlich aber bin ich entschlossen, auch diese mutmaßliche Grabstelle Mozarts unter den dauernden Schutz der Gemeinde Wien zu nehmen. Derzeit erübrigen sich besondere Maßnahmen, weil der Friedhof gesperrt und dem Publikum im allgemeinen nicht zugänglich ist. Ich habe jedoch bereits vor zwei Jahren dem Wiener Männergesangsverein auf eine ähnliche Eingabe zugesichert, daß im Falle der Umwandlung des St. Marzler Friedhofes in eine öffentliche Gartenanlage das mutmaßliche Grab Mozarts besonders ausgezeichnet werde, wie es bei anderen Männern von so überragender Bedeutung bei solchen Gelegenheiten üblich ist, und gebe hiemit auch Ihnen die gleiche Zusicherung.

Der Bürgermeister
Seitz m/p.

Unter Hinweisung auf das Schreiben des Wiener Bürgermeisters bemerkt das Mozarteum in seinem Briefe an mich: „daß nach wie vor eine genaue Feststellung der Grabstätte Mozarts nicht erfolgt ist. Es handelt sich lediglich darum, den großen Raum, innerhalb welchem Mozart seiner Zeit beerdigt wurde, unter Schutz zu stellen.“

Trotzdem über die Grabesfrage schon seit einem Jahrhundert unzählige Abhandlungen erschienen sind, ist es doch keiner einzigen gelungen, ihren jeweils vertretenen Standpunkt mangels jedweder authentischer Nachweise soweit zu erhärten, daß sie einer kritischen Nachprüfung standhalten konnten. Jetzt aber, nach so langer Zeit dürfte es wohl aussichtslos erscheinen, die genaue Stelle des Grabes bezeichnen zu wollen.“

Engage verknüpft mit der Grabesfrage ist die Frage wegen der Authentizität des Schädels Mozarts. Nach der reichlich fantastisch klingenden Uebersetzung soll der Totengräber, ein Verehrer Mozarts, aus seiner Knabenzeit das Grab sogleich in seinem Kalender vermerkt und zehn Jahre darauf beim Umgraben des Massengrabes den Schädel Mozarts an sich genommen und dann seinem Nachfolger übergeben haben. Von diesem ging der angebliche Schädel Mozarts an den Kupferstecher Hyrtl und nach

dessen Tode an seinen Bruder, den Wiener Anatomen, der ihn der Stadt Salzburg vermachte.

Der Zentralvorsteher des Mozarteums schrieb mir hierüber folgendes:

„Was nun die Schädelfrage betrifft, so möchte ich darauf hinweisen, daß der im Mozartmuseum zur Schau gestellte Schädel als Leihgabe der Stadt Salzburg, der diese Reliquie durch den früheren Besitzer Hofrat Josef Hyrtl testamentarisch vermacht und von dessen Erben übergeben wurde, zur Verfügung gestellt worden ist. Für die Echtheit des Schädels ist vor allem der frühere Mozarteums-Sekretär J. G. Engl nachhaltig eingetreten, wie dies u. a. aus seiner Schrift „Hyrtls Mozart-Schädel“ hervorgeht. In dieser Abhandlung schreibt Engl: „Die Schädelfrage steht aber mit der Grabesfrage in einem so nahen Zusammenhang wie Ursache und Wirkung...“ und tritt selbstverständlich auch dafür ein, daß die im St. Marzler Friedhof bezeichnete Grabstelle Mozarts (wo ist diese Grabstelle?) unanfechtbar sei, Behauptungen, die von vielen anderen in Wort und Schrift angefochten wurden, doch aber eine eindeutige Lösung dieser Fragen nicht erbringen konnten.“

Da nun die Grabesfrage ein unlösbares Problem scheint, so ergibt sich auf die Unhaltbarkeit der Behauptung der zweifellosen Echtheit des Mozartschädels von selbst.

Im Mozartmuseum wird der Schädel gezeigt, unter Hinweis darauf, daß die Echtheit unstritten ist, da ein Nachweis für dessen Echtheit noch für dessen Unechtheit bisher nicht erbracht werden konnte.

Wir möchten aber nur beifügen, daß viele Hinweise eine Wahrscheinlichkeit, daß es doch Mozarts Schädel sein könnte, nicht ausschließen.“

Soweit die Äußerungen des Mozarteums. Den Anschauungen seines früheren Sekretärs Engl, der keineswegs eine vollständig objektiv kritische Einstellung besaß, wird in musikwissenschaftlichen Kreisen kein entscheidendes Gewicht beigemessen.

Ergebnis: Das Grab Mozarts ist nicht mehr nachweisbar und die Echtheit des Schädels Mozart muß bezweifelt werden.

Nein! Mozarts Grab finden wir nicht mehr. Aber liegt denn nicht schon Tröstliches in der Vorstellung, daß irgendein Fleck des grünen, blumengeschmückten Gartens den Leib des im Geiste Unsterblichen aufgenommen hat? Daß irgendwo unter der Erde, über der liebende Menschen zärtliche Worte tauchen und Kinder im Kraftgefühl ihres Lebens jubeln, der Sänger der Menschheit ruht? Er, der mit dem Herz eines Kindes und um der Liebe wissend, ihr ein Symbol in unnahelbaren Tönen aufgegeben hat. Aus den Tiefen des alten Gottesackers aufsteigend, möge der Genius Mozarts mit seinem Licht und seiner Wärme über dem neuen Wiener Volkspark schweben!

Ein badischer Tunichtgut in Amerika

Lebensbild nach ungedruckten Briefen von Friedrich Eichrodt.

I.

Dr. med. Adolf Kufmann, der berühmte Heidelberger Arzt, der i. Jt. auch nach San Remo zur Behandlung des Kaisers Friedrich berufen worden war, widmete in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Arztes“ seinem Bruder Rudolf einen besonderen Abschnitt. Dieser möge hier durch Originalabschriften Rudolfs an Ludwig Eichrodt, die in der Hinterlassenschaft des Dichters zu finden sind, und aus anderem mehr ergänzt werden, so daß ein historisches Lebensbild Rudolfs Kufmanns, des Taugenichts, entsteht, das außerordentlich bezeichnend für den Charakter dieses Mannes ist und zeigt, daß er trotz aller Landsknechtsnatur, wie sich Adolf Kufmann ausdrückt, und trotz des jugendlichen Eigenwillens ein gutes Herz hatte, das ihn bei seinen Jugendfreunden unvergeßlich machte. Wir finden hier ein Schulbeispiel, das lehrt, daß man den Stab nicht gleich über junge Leute brechen soll, die sich nicht fügen wollen. Zu seinen Jugendfreunden vom Pyceum in Karlsruhe her gehörten u. a. außer dem bereits erwähnten Ludwig Eichrodt zwei Deutsch-Amerikaner: Fritz Sommerich, der 1849 und Dr. Wilhelm Wagner (genannt Wendelin), der 1851 nach Amerika auswanderte. Die beiden letzteren schreiben an Eichrodt auch über Rudolf Kufmann.

Adolf Kufmann berichtet über seinen Bruder in den Jugenderinnerungen zunächst folgendes:

„Der Bruder, der mir im Alter am nächsten stand, hieß Rudolf. Er besuchte, wie ich, das Pyceum, hätte aber besser für eine Kriegsschule getaugt.“

Schlank und hoch gewachsen, hatte sich mein Bruder mit siebzehn Jahren bereits so kräftig entwickelt, wie ein neunzehnjähriger Jüngling. Er glich meiner Mutter, hatte dunkle Haare, eine bräunliche Hautfarbe und die stolze Haltung eines spanischen Hidalgo. Sein verwegenes Herz kannte nicht Furcht noch Gefahr und dürstete nach Abenteuern.

Je länger der Knabe latein und griechisch trieb, desto weniger gefielen ihm die alten Sprachen, seine Zeugnisse wurden mit jedem Jahre schlechter. Als mein Vater im Sommer 1841 wieder einmal nach Heidelberg kam, um bei uns nachzusehen, waren Rudolfs Noten so überaus schlecht ausgefallen, daß er, in hohem Grade aufgebracht, dem großen Menschen eine Ohrfeige gab. Rudolf entfernte sich schweigend, ging aus dem Hause und kam nicht wieder. Alles Nachforschen war vergeblich, er blieb verschwunden. Nach einigen Tagen erhielt mein Vater aus Mannheim einen Brief von unbekannter Hand, des Inhalts, man habe seinen Sohn auf dem Dampfschiff abfahren sehen, er habe eine Freikarte nach Straßburg gelöst. Damals befuhren Dampfschiffe, die Adler genannt, den Oberrhein bis Straßburg und Basel. Erkundigungen in Straßburg stellten fest, daß sich ein junger Mann, Rudolf Osmund, der von Mannheim kam, bei der Fremdenlegation hatte anwerben lassen. Dieser Osmund war unser Rudolf. Er hatte Straßburg bereits verlassen und den Marsch nach Toulon angetreten, dem Sammelorte der Legionäre, von wo sie nach Alger verschifft wurden. Mein Vater erschrak in den Tod, in Alger mußte sein Sohn an Leib und Seele verderben. Unverzüglich fuhr er nach Karlsruhe und suchte Hilfe bei dem Minister des Inneren.

Auf dem Büro des Ministeriums erteilte man ihm den Rat, sich unverzüglich an die französische Gesandtschaft zu wenden. Hier nahm ein junger Attaché sein Gesicht teilnehmend entgegen und versprach ihm, es solle von Seiten der Gesandtschaft was irgend möglich geschehen. Die Entlassung Rudolfs aus der Armee stieß nach des Attachés Versicherung auf keine Schwierigkeit bei den französischen Behörden, weil er das gesetzliche Alter zum Eintritt in das Heer noch nicht erreicht hatte. Bedenklicher war ein anderer Umstand. Einzig und allein der Kriegsminister war berechtigt, über die Entlassung zu verfügen. Somit mußte das Gesuch nach

Paris gerichtet werden, und bis hier der Befehl ausgefertigt und nach Toulon gelangt sein konnte, schwamm bereits Rudolf auf dem Meere nach Algier. In diesem Falle war nicht mehr mit Sicherheit auf die Ausführung des Befehls zu rechnen.

Mit so schwachem Troste kehrte mein Vater nach Hause zurück. Wer beschreibt seine Freude, als nicht lange nachher eine amtliche Anzeige eintraf, der Legionär Rudolphe Osmond sei auf Befehl des Kriegsministers und Marschalls Soult aus dem französischen Heeresdienst entlassen und bereits auf dem Heimweg. In der That, der verlorene Sohn traf bald in Heidelberg ein und brachte eine Flasche Tisane de Champagne aus Welschland mit, die er vergnügt zur Feier seiner Heimkehr mit uns Geschwistern leerte.

Getrieben von dem Gefühle inniger Dankbarkeit fuhr mein Vater wieder nach Karlsruhe und erfuhr hier, daß die Rettung seines Sohnes einzig und allein durch das persönliche Eingreifen des jungen Attaches möglich geworden war. Der gutherzige Franzose gehörte einer vornehmen Familie an und war ein Vetter des Präfecten in Strassburg. Von diesem Mitleid mit meinem Vater ergriffen, hatte er sich unverzüglich an den Präfecten gewandt und ihn vermocht, den Kriegsminister in Paris mittelst des damals in Frankreich benutzten optischen Telegraphen um die Entlassung Rudolfs anzufragen. Der Minister schickte gleichfalls telegraphisch den Befehl nach Toulon, wo er gerade noch rechtzeitig, am Abend vor der Einschiffung der Legionäre, ankam.

Freilich war damit nur eine drückende Sorge beseitigt, um einer andern Platz zu machen. Was sollte jetzt mit dem Geretteten geschehen? — Ein Freund meines Vaters in Karlsruhe riet ihm, es nochmals mit den humanistischen Studien in dem ganz vorzüglich geleiteten Karlsruher Lyceum zu versuchen, und erbot sich, Rudolf in die eigene Familie aufzunehmen. Dieses Anerbieten wurde dankbar angenommen, und die hohe Gestalt des Jünglings zierte jetzt die Bänke des Karlsruher Lyceums. Er wurde bald in der Klasse beliebt, das beständige Abenteuer verlieh ihm einen romantischen Schimmer, und ein unübertreffliches poetisches Talent verschaffte ihm gleich talentierte Freunde. Einige Mitschüler, Ludwig Eichrodt, Karl Blind u. a. hatten einen Dichterbund geschlossen, dem er beitrat. (Schwelaenbund, s. Ned.) Weniger erbaut von ihm schienen seine Lehrer. Er stand nach wie vor mit den alten Sprachen auf gesüßtem Fuße, und ein lateinischer, mit Fehlern reich gespickter Stil bereitete seinen klassischen Studien für immer ein Ende. Die argen Verhöhnungen wider die edle Sprache Latiums in diesem Schriftstück hatten den größten Schulsünder des Lyceums ganz aus dem Häuschen gebracht. Mit dem Stillest in der Hand, hatte er sich vor dem unglücklichen Lateiner aufgestellt und die ganze Flut seiner vernichtenden Kritik über ihn ergossen. Seine Erregung wuchs von Minute zu Minute, und zuletzt erhob er die Hand, als wolle er zum Schläge ausholen. In geziemender Haltung hatte der Schüler stehend bisher mit kalter Ruhe den Tadel hingenommen, jetzt aber erhob auch er die Hand, und die Augen der ganzen Klasse hafteten bange an der peinlichen Szene. Da sank zuerst die Hand des Lehrers, die des Schülers folgte, erleichtert atmete die Klasse auf, aber das Schicksal Rudolfs war besiegelt, die letzte Lateinstunde hatte für ihn geschlagen.

Schon vorher hatte der Freund meines Vaters ihn gebeten, er möge ihm Rudolf wieder abnehmen, er könne die Verantwortung für diesen verwegenen Menschen nicht länger tragen. Der gute Mann war ein ängstlicher Bürobeamter, an den Scharflicht gebunden und der freien Luft entwöhnt. Er fürchtete das kalte Wasser wie den bösen Feind und mußte schauernd erfahren, daß Rudolf — es war im Winter — im Rhein zwischen den Eisschollen sich badend vergnügt habe. Seit dieser Nachricht, so lautete sein Brief, bekomme er eine Gänsehaut, wenn er Rudolf ansehe.

In dieser betrübten Lage ging mein Vater auf den Vorschlag eines befreundeten Beamten in Wiesloch ein; für einen Menschen wie Rudolf konnte man keinen verkehrteren erdenken. Der Amtsrevisor, ein gewiegter Kameralist, hatte an dem Jüngling Gefallen gefunden und meinte, er könne ihn zu einem Gehilfen und mit der Zeit zu einem brauchbaren Beamten seines Fachs erziehen. Er nahm ihn auf die Schreibstube, und Rudolf fand sich, in Ermangelung eines Bessern, eine Weile darein. Da überraschte ihn eines Tages sein Vorgesetzter beim Reinschreiben eines Briefes zum Lobe der edlen Schreibkunst, das er soeben auf dem Büro gedichtet hatte, statt die ihm überwiesenen Rechnungen zu revidieren. Das Gedicht war betitelt „Federfuchsertief“; Eichrodt hat ihm unter seinen „Gesammelten Dichtungen“ einen Platz angewiesen, damit es nicht in Verstoß gerate.

Außer sich kam der Amtsrevisor zu meinem Vater gelaufen und erklärte ihm rundweg, das Kameralfach verirage sich nicht mit dem Dichten, er möge seinen poetischen Sohn vom Büro wegnehmen.

Kurz vor der Abreise nach Amerika schrieb Rudolf an Eichrodt einen Brief, datiert Wiesloch, zwischen dem 1. und letzten März 1850, der lautet:

„Warum schreibst Du mir nicht, wie es Dir geht? Hoffentlich wirst Du wieder gesund sein. Laß doch das verfluchte Studieren, erinnere Dich des bekannten, treuherzigen Verses (daß sie —, die schabigen Pandekten!), überlaß Dich ganz dem holden Wahn Poesie und singe, wie der Vogel singt, der auf den Zweigen wohnt! Ich kann Dich nur dann vollständig von Deiner Krankheit, dem Durchfall (gemeint ist im Examen) kurieren, wenn Du Dir das Examen radikal aus dem Kopfe schlägst, sonst hilft kein Mittel und es geht Dir wie dem kranken König! Befolg meinen

Rat, schmeiß die herzversteinenden Bücher weg, die Juristenbände, welche Hirnhämorrhoiden machen, greif zu Bürger, Umland, Schubarth, oder komm zu mir und beginn zu erwärmen, zu atmen und zu genesen an meiner Dichterbrust. Gedenke Deiner Jugend! Was da, Zukunft; heute leben wir, und wollen darum heute leben! Bei meinem höchsten Jorn, und wenn ich auch jetzt Deinen Mantel nicht habe, ich befehle Dir, laß ab vom Lernen, es taugt Nichts für Dich und mich; wir Beide, ich und Du, sind geschaffen, daß andre von uns lernen sollen! Frisch auf mein Sohn, erkenne Dich selbst, baue Dein Haus auf Dich selbst, dann hast Du nicht auf Sand gebaut, sei vergnügt, und wenn es Dir an Geld fehlt, so denke nur an Deinen treuen Freund Rudolf, der alles mit Dir teilt, — der hat auch kein! Lernen, lernen, lernen! — Welch ein Unsinn! O welche Torheit, welche Sünde! Wie bereue ich, daß ich etwas gelernt habe, und mein Gewissen ist doch in diesem Punkte so ziemlich rein. Lernen! Ist es nicht ein Blödsinn zu lernen, da die Weisen selbst sagen, man lerne, um zu lernen, daß man Nichts weiß, also um zu lernen, daß man Nichts gelernt hat.“

In diesem Ton geht der Brief weiter. Adolf Kufmaul berichtet dann im Anschluß an obige Ausführungen:

„Rudolf war dessen herzlich froh. Er wollte als Soldat auf Offiziersbeförderung dienen. Mein Vater brachte ihn nach Freiburg in das dortige Infanterieregiment, aber der Gamaschendienst behagte ihm nicht auf die Dauer. Er schrieb meinem Vater, es wäre ihm zu lange, bis er in badischen Diensten den Marschallstab erringe, überhaupt sei ihm Europa zu enge, es verlange ihn nach der neuen Welt.“

Mit guten Empfehlungen an Bekannte in Newyork fuhr er über das Weltmeer. Mein Vater und ich begleiteten ihn nach Mannheim, wo er das Dampfschiff zur Fahrt nach Rotterdam bestieg. Bei der Abfahrt stand er wie ein junger Cortez auf dem Verdeck und winkte uns Abschied zu. Meinem Vater brach fast das Herz, wir gingen in den nahen Schloßgarten, heiße Tränen rannen über seine Wangen.

In Newyork gab Rudolf seine Empfehlungen nicht ab, es lockte ihn nach kriegerischen Taten unter dem Sternbanner. Zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko war Krieg entbrannt; bald nach der Ankunft trug ihn das Schiff als Soldaten der Republik nach Tampico an der mexikanischen Küste, wo General Scott die amerikanischen Truppen sammelte, die zur weiteren Fahrt nach Veracruz bestimmt waren. Im Lager von Tampico hatte er fast, ehe er den Feind gesehen, durch Pulver und Mehl geendet. Der englischen Sprache noch nicht mächtig, verstand er eine Weisung seines Sergeanten nicht, worauf sich dieser, über den Ungehorsam außer sich, tödtlich an ihm vergriff. Rudolf gab ihm den Schlag mit Fingern zurück und würgte ihn bis zum Ersticken. Soldaten eilten dem Sergeanten zu Hilfe. Gebunden und ins Loch gesteckt, der Todesstrafe gewärtig, kritisierte er sich selbst richtig mit dem Bierzetter:

„Im Land der Freiheit knecht
Auf Tod und Krüppel hin,
Da sieht man wieder recht,
Daß ich ein Esel bin.“

Mit großem Humor erzählt der Abenteurer im ersten Bande der halb eingegangenen Münchener Hauschronik, erschienen im Verlag von Braum und Schneider, wie ihm sein Kapitän Madentie Pardon erteilte, und welche Trefsen und Schlachten er dann unter dessen tapferer Führung auf dem Boden Mexikos ausfechten half.

Sommerichu schreibt aus Charktown über Rudolf am 9. März 1851 an Eichrodt:

„Wendelin kommt an und findet auch Kufmaul, aber in welcher Lage?! als bar-keeper, d. h. Fax in einer Coaser-Kneipe, sich besaufend, händelnd und an einem, wie W. sagt, wirklich schenlichen Verhältnis zu einer Dirne, die schon anfang, sein Hirn auszubohren. Was war zu tun, Kufmauls Ruf in Louisvile war ruiniert, die Deutschen überhaupt in den Sklavenstaaten als weiße Neger behandelt und Rudolf nur durch Translokation zu retten. W. kündigt M. also an, Du mußt fort von hier! packt ihn auch ab, muß aber erleben, daß er ihm zweimal durchbrennt, zurück zur Flamme, wie ein Schmetterling oder eine verkümmelte Schabe. Und noch weit entfernt wäre er desertiert, wenn ihn nicht W. auf dem Wasser und unter seinen Augen gehabt hätte. Endlich kommen sie hier an, nach einer für W. freilich vergeblichen Winterreise von about 4000 miles; die aber seinem Herzen sehr zur Ehre gereicht. Rudolf, der „Soldat oder Coaser“ im Kopf gehabt hatte, beginnt doch wieder bürgerliche Tätigkeit als „Stellner“. So sah ich ihn seit fast fünf Jahren zum erstenmal wieder mit einer kleinen Niederlichkeitskalle um den lächelnden Mund. Ich war herzlich erfreut über den herrlichen Menschen. Vor einer Woche unterbricht mich die Ankunft zweier Herren in meiner ländlichen Ruhe und Beschäftigung. Der eine stellt sich als Italiener vor. Der andere war — Kufmaul, abermals durchgebrannt, und einen Platz als Farmergehilfe suchend. Natürlich, daß ich mit W. sprach und er dableib. Wir verlebten drei gemüthliche Tage, da ich meine Abreise von W. auf den 5. April festgesetzt hatte. Rudolf fand sich draußen sehr gemüthlich, schimpfte über seine Leichtsinigkeit, Gelbhaftigkeit, nahm sich die besten Vorsätze und — ist noch eine Möglichkeit ihn zu retten — so ist dort die Umgebung und das Leben, seine erst gemeinten Vorsätze nach und nach ihm zur Gewohnheit zu machen. Wie wünsche ich, daß er auch brav werden möchte!“